

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 207.

Dienstag, 1. August

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Nun nehme ich aber an, daß dir das wahrscheinlich nicht genügen wird, das heißt, daß du versuchen möchtest, irgendeiner ernstlichen Beschäftigung zu obliegen.“

Ines, die bisher der Mutter schweigend zugehört hatte, nickte sofort lebhaft.

„Ja, das hätte ich allerdings gern, vielleicht irgendeine produktive Arbeit.“

Frau Michahelles schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das wird doch nicht so gehen, wie du es dir denkst. Ich dachte eher an irgendein Studium —, wie wäre es mit Musik?“

Das Mädchen überlegte. Sie liebte die Musik leidenschaftlich, hatte bisher aber wenig Gelegenheit gehabt, sie auszuüben. Schon als Kind und später als ganz junges Mädchen hatte sie unter Katjas Leitung ein wenig Klavier gespielt, bis man den Seleskoffs das Klavier weggenommen hatte. Sie spielte auch Laute und sang. Ob das genügte, um sich vollkommen der Musik widmen zu können, das wagte sie nicht zu entscheiden.

„Ich weiß nicht, Mama, ob meine Kenntnisse ausreichen werden —“

„Ja, liebste du denn die Musik?“

„Über alles.“

„Also schön!“ Frau Michahelles freute sich aufrichtig, endlich etwas gefunden zu haben, das Ines' Interesse anregen konnte.

Lebhaft nahm sie den Plan auf. „Ich werde dich zu einem Musikprofessor bringen; er möge dich prüfen und sehen, wozu du am meisten Veranlagung hast.“

„Vielleicht könnte ich Kirchsängerin werden?“

„Gewiß, vielleicht machen wir noch eine große Gesangskünstlerin aus dir.“

Sie ging aus dem Zimmer der Tochter, beglückt, ihr eine Freude gemacht zu haben.

Ines aber setzte sich an ihren alten Platz, nahm das Schreiben von Mütterchen Katja vor und vertiefte sich in die lieben Zeilen.

Von Seleskoff, ihrem Manne, schrieb Mütterchen Katja. Wie gut er jetzt immer zu ihr sei und gar nicht mehr so still wie früher. Er mochte wohl fühlen, daß sie sehr einsam war, seit sie, Ines, von ihr gegangen. Jetzt sei ihr manchmal, als sähe sie in ihrem Manne einen ganz neuen Menschen, der ihr viel vertrauter sei als der alte. Ines fühlte sie sich in die

erste glückliche Zeit ihrer Ehe versetzt, ehe der Krieg ausgebrochen war, der so viel Leid über sie alle gebracht hatte. Und eine große Neuigkeit habe Katja noch mitzuteilen; Ines würde gewiß nicht erraten, was es sei. Sie würde nämlich ein Kindchen bekommen, ein liebes süßes kleines Kindchen. „Oh, wie sehr sie sich darauf freue! Sie nähe schon seit Wochen an Hemdchen und Täschchen für das Kleine, und Seleskoff sei auch so glücklich in der Erwartung des kleinen Wesens, das Gottes

Gnade ihnen noch in ihrer späten Ehe schenken würde.

Nicht allzuviel hatte die Zensur gestrichen, aber doch so viel, daß Ines einiges in dem Briefe nicht ganz verstand.

Sinnend ließ sie die Augen über die Zeilen schweifen, und sie dachte wieder an die kleine bescheidene Wohnung, an den Tisch mit dem wackligen Sofa, an die armselige Küche, an die Ecke im Keller mit dem kleinen Altar und der schönen Gottesmutter darüber, wo Mütterchen Katja und sie ihre täglichen Andachten verrichtet hatten.

Wie war das alles schön und traulich gewesen! Trotz Armut und mancherlei Entbehrungen; nun aber sollte das Glück dort eintreten in Gestalt eines neuen kleinen Wesens! Wie sie den Seleskoffs die Freude gönnte!

Fast schon blickte sie dann wieder auf die elegante Einrichtung ihres Zimmers, — wieviele arme russische Leute hätten sich dafür einmal hatten können.

Sie hatte einmal vor den Eltern geäußert, daß sie bei den Seleskoffs Laute gespielt habe; sofort aber hatte Frau Michahelles ihr ein kostbares Instrument gekauft. Aber das hing nun fremd und unbenutzt an der Wand, sie hatte sich noch nicht entschließen können, darauf zu spielen.

Warum leben die einen so verschwenderisch, während die anderen darben mußten? Ob ihre Eltern, wenn sie die Zeiten in Rußland erlebt hätten wie sie, noch den Mut aufgebracht hätten, so zu wohnen und zu leben, wie sie es taten? Ob die Mutter auch dann noch von der Pflicht gesprochen hätte, Gesellschaften zu geben und sich bei Wohltätigkeitsveranstaltungen zu zeigen? . . .

Zwei Tage später brachte man sie zu einer Musikkapazität, und diese fand, daß Fräulein Michahelles eine gute und bildungsfähige Stimme besäße. Also begann sie, um ihre Tage auszufüllen, wie sie sich selber mit bitterem Lächeln sagte, mit Gesangstudien; lieber aber, viel lieber hätte sie Mütterchen' Katjas Kindchen gepflegt.

Unerwartet und ziemlich lautlos, da sie auf Kreppgummisohlen ging, betrat Ines ihr Zimmer.

Erstaunt blieb sie stehen; in dem schon halbdunklen Raum befand sich ihr Bruder Robert, der sie anscheinend nicht gehört hatte und von ihrem Kommen nichts ahnte. Er hatte seine Taschenlampe eingeschaltet und machte sich irgendwie an ihrem Bett zu schaffen. Was hatte der Junge da?

Vorsichtig trat Ines näher heran, und da sie durch den er aus einer Schachtel, die oben am Deckel mit Luftlöchern versehen war, einen großen grünen Frosch nahm (lange hatte es gedauert, bis Robert ein solches Prachtexemplar im Garten gefangen hatte), vorsichtig die Bettdecke in die Höhe schlug und den Frosch in ihr Bett setzte.

Ines lächelte, aber nicht ganz ohne Traurigkeit. In

wie kleinlicher Art doch Kinder ihren Haß gegen Leute, die sie nicht leiden mögen, Luft machen! Bei der ganzen Sache tat ihr am meisten der arme Frosch leid, der sich sicher unter der Daunendecke nicht wohl fühlte; ebenso wenig, wie sie selbst zumeist.

Jetzt stand sie dicht hinter dem Jungen, — da drehte der sich um und gewahrte sie.

Die Schachtel fiel ihm vor Schreck aus den Händen. Er bückte sich danach, um seine Verlegenheit zu verbergen, und als er sich wieder aufrichtete, warf er trotzig den Kopf in die Höhe und sah sie feindselig an.

„Pek' es doch Papa, meinethalben“, sagte er böse, „dann darf ich eben am Sonntag nicht zum Ausflug von meinem Sportverein. Da kannst du dich ja freuen.“

Jnes lächelte. „Was sollte ich denn Papa peken?“ fragte sie.

„Na, daß du mich hier in deinem Zimmer erwischt hast — mit — mit dem Frosch.“

Jetzt lachte Jnes geradeheraus.

„Ja, glaubst du denn, Robert, daß Papa das sehr interessieren würde?“

„Nee —, aber es ist doch eine Frechheit von mir —, und ich soll doch so was nicht machen.“

„Ah! Wieso denn Frechheit?“ fragte Jnes leicht hin. „Es sollte wohl ein Scherz sein, — aber sag mal, glaubst du, daß der Frosch ruhig sitzen geblieben wäre, wenn ich das Bett aufgedeckt hätte.“

„Nee, wahrscheinlich nicht, aber Mädels erschrecken doch vor so was Nasse, Kaltem.“

Wieder lächelte Jnes; diesmal nachdenklich. Dann sagte sie: „Du, da muß ich dir mal was aus Rußland erzählen, — aber komm, wir wollen erst den armen Frosch befreien und ihn zusammen in den Garten tragen. Dabei erzähle ich dir meine Geschichte.“

Robert war beschämt, aber er wagte nicht zu widersprechen, — lieber hätte er es gehabt, Jnes wäre ihm grob geworden oder hätte gedroht, ihn den Eltern zu verraten. Aber dieser freundliche Gleichmut entwaffnete ihn, — dagegen konnte man nicht recht an.

Jnes hob die Decke, da sah der Frosch und gloghte mit großen Augen um sich, da er nicht wußte, was mit ihm geschehen war.

Und als er sich frei fühlte, schickte er sich an, schwerfällig davonzuhüpfen, aber rasch deckte Jnes die Hand über ihn und fing ihn ein.

Sie hatte einen lebendigen Frosch in die Hand genommen! Damit stieg sie ungemein in der Achtung des Bruders, — denn ein Mädel, das einen lebendigen Frosch anfaßte, war ihm noch nicht vorgekommen.

Mit großen Augen starrte er sie an.

„Gib bitte mal die Schachtel her, Robert“, sagte Jnes, als sei nichts gesehen, — „wir wollen ihn da wieder hineintun; in meiner Hand wird er sich kaum wohlfühlen.“

Mechanisch gehorchte er, sie setzte den Frosch vorsichtig in den Behälter und stülpte rasch den Deckel darüber.

„Komm, nun laufen wir in den Garten“, sagte sie. Im Korridor begegneten sie dem Vater.

Der fragte, erstaunt, Jnes mit dem Bruder zusammen zu sehen, was eigentlich nie geschah, freundlich und interessiert, indem er auf die Schachtel zeigte: „Was tragt ihr denn da so vorsichtig?“

Der Junge wurde feuerrot im Gesicht, aber Jnes sagte:

„Robert hat einen Frosch für mich gefangen, um ihn mir mal zu zeigen, und nun wollen wir ihn wieder ins Freie setzen.“ Sie hob ein wenig den Deckel in die Höhe, um den Vater in die Schachtel gucken zu lassen.

Pflichtschuldig blickte er hinein, dann sagte er: „Nun lauft aber rasch, denn es ist bald dunkel.“

Dann ging er weiter in sein Arbeitszimmer und wunderte sich ein bißchen, daß die hantel an herab

ernste Jnes die beiden Geschwister aber liefen in den Garten, und da fing der Junge plötzlich an zu reden:

„Anständig war es von dir, Jnes, daß du das mit dem Frosch gesagt hast, — und mich nicht verpeht hast.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Na, ehrlich gesagt, Robert, hättest du dich über

Dora oder mich bei den Eltern beklagt, wenn wir etwas getan hätten, was deiner Ansicht nach nicht ganz recht war?“

Der Junge überlegte einen Augenblick, — „ich glaube nicht“, sagte er dann, „aber Jungens denken darin auch anständiger wie Mädels.“

„Ich glaube, da irrst du dich aber“, sagte Jnes lächelnd, „siehst du, hier auf dieses Beet wollen wir ihn hüpfen lassen. Der wird froh sein, aus dem Gefängnis herauszukommen.“ Sie kauerte sich nieder und öffnete den Deckel.

„Willst du ihn noch einmal sehen?“ fragte sie, zu ihm aufblickend.

Aber Robert hatte alles Interesse an dem Frosch verloren; ja, er wäre froh gewesen, wenn er diese dumme Geschichte, in der er sich reichlich albern vorkam, hätte ganz aus der Welt schaffen können.

Als der Frosch feuchten Erdboden und Gras unter sich fühlte, hüpfte er in großen Sähen davon.

Jnes erhob sich und händigte ihrem Bruder die Schachtel ein. „Da, falls du sie wieder einmal brauchen solltest! Aber sei lieber vorsichtig damit, die Tiere gehen leicht ein, wenn man sie lange da hineinsperrt, weißt du, und jedes Tier bedeutet schließlich ein Leben.“

Der Junge nahm den kleinen Papptarton aus der Hand, aber er zerdrückte ihn und warf ihn wenige Schritte weiter weg über den Zaun.

„Ach, ich brauche ihn gar nicht mehr“, sagte er geringschichtig. Und plötzlich hatte er sich bei Jnes ein. „Nun erzähl mal die Geschichte aus Rußland, von der du sprachst!“ bat er.

Jnes sah versonnen drein. „Ach, die fiel mir nur so ein, du sagtest, Mädels erschrecken vor so was wie einem Frosch.“

Als ich ungefähr so alt war wie du, da mußten wir uns mal in einen Keller flüchten, denn in der Stadt wütete eine Horde, die so ziemlich alles kurz und klein schlug, was ihr in den Weg kam, und nicht Mensch und Tier schonte.

Man wunderte sich in dieser Zeit gar nicht sehr, wenn man früh aus dem Hause trat und an diesem oder jenem Laternenpfahl eine Leiche hängen sah. Es war eben irgendeiner in der Nacht dort aufgekriecht worden.“

Robert hatte sich enger an die Schwester gedrängt und lauschte ihrer Erzählung mit offenem Munde. Ein wohliges Gruseln überließ ihn, wie wenn man ein Buch von Karl May läse.

„Ach!“ sagte er, „und das hast du selbst gesehen?“

„Freilich.“

„Und was hast du denn da gemacht?“

Jnes schwieg einen Augenblick.

„Wenn ich vorübergehen mußte, habe ich ein Vaterunser und eine Ave Maria für die arme Seele gebetet.“

Robert schwieg.

„Und was war in dem Keller?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, darin hatten wir, Mütterchen Katja, Seleskoff, ihr Mann, und ich uns geslüchtet. Er lag verborgen und hatte einen geheimen Eingang, daß wir hoffen durften, man würde uns dort nicht finden; wir hatten für zwei bis drei Tage Essen mitgenommen, alles, was wir in der Eile hatten zusammenraffen können. Nach sechs Tagen waren wir noch immer unten — und, glaube mir, schön war das nicht: man konnte kaum schlafen in dieser Zeit, weil die Mäuse und Ratten hin- und herhüschten, da sie ebenso verhungert waren wie wir; wir hatten unsere Vorräte beinahe mit Gewalt vor ihnen schützen müssen. Und nun wurden die großen Ratten immer dreister und machten Miene, unsere Kleider anzufnabbern.“

Da erschluka Vater, Seleskoff eine von ihnen mit

einem Stück Holz, und plötzlich kam er auf die Idee, daß sie vielleicht einen ganz guten Braten für uns abgeben könnte. Er zog sie also ab, machte aus einem Holzstiel einen Spieß und briet die Ratte wie irgendein Stück Wild überm Feuer. Mütterchen Katja und ich mochten nichts von diesem Braten essen, — wir ekelten uns und hungerten lieber weiter, aber Seleskoff verschmauste sie mit Gleichmut.

(Fortsetzung folgt.)

Der falsche Lotse.

Eine lustige Geschichte aus den Dünen,
erzählt von Hermann Scharfenberg.

Ihren Namen hatte er bereits feststellen können. Sie hieß Margot Norrwind und wohnte bei ihrem Onkel, der am Heiderande, hart über den Dünen, ein Haus besaß.

Sie mußte ein herrliches Weib sein, etwa 28 Jahre alt, Einmal vermochte er ihr Antlitz zu sehen, als sie ihren Südwestler vom Kopfe nahm, um ihr Flachshaar zurückzuziehen: Augen von unsagbarer leuchtender Bläue, Wangen — zart und so rot, als ob sie aufgemalt waren. Und kühn war diese Frau. Jeden Tag, bei Sonnenschein und Sturm, fuhr sie mit dem alten Schiffer Moog hinaus aufs Meer, und wenn bei ihrer Heimkehr die Flut gekommen war, dann trug sie Geerd, der junge Lotse und Kesse des alten Moog, vom Boot ans Land.

Dr. Paul Kannenschmidt war ein junger Assistentarzt im städtischen Krankenhaus in Kopenhagen. Er verstand mancherlei Krankheiten zu heilen und trieb auch in bescheidenem Maße Sport. Ein ausgemachter Schwächling war er keineswegs; aber mit einem wetterfesten Schiffer konnte er sich nicht messen; er wußte dies auch. Und dennoch stieg es in ihm wie eine Kampfeslust auf. Er beneidete den Schiffer, der täglich das herrliche Weib in seinen braun-gelegten Armen halten durfte.

Paul Kannenschmidt sann darüber nach, auf welche Weise er die Frau erringen konnte. Zunächst war es nötig, den Lotsen zur Seite zu schieben. Er haßte ihn; aber mit Herausforderung oder Skandal war hier nichts zu machen. Er, der Städter, hätte dabei wohl den kürzeren gezogen.

Da kam ihm der Gedanke. Er begab sich zum alten Moog. Der war ein Freund von Brantwein und ein Feind der gelehrten Leute. Nachdem Kannenschmidt ihm eine Flasche Schnaps verehrt und der Schiffer sie zur Hälfte geleert hatte, begann der Arzt auf die Studierten zu schimpfen; er sei bereit, Schiffer zu werden.

Der alte Moog kratzte sich nachdenklich in seinen langen grauen Locken.

Er möchte zunächst einmal einen Versuch machen, meinte Assistent Kannenschmidt. Ohne weiteres schlüpfte er in die gewaltigen Wasserstiefel des Geerd, die auf der Stange vor dem Ofen hingen, und rückte sich den Lotsenhut auf. Dadurch wurde die heitere Stimmung, die der Brantwein und das verächtliche Reden von den „Studierten“ erzeugt hatten, noch gehoben.

Auf den Lärm kam Geerd, der Lotse, herein. Der mußte auch lachen, aber etwas verächtlich; denn die Finger des Mediziners paßte nicht ganz in die Schiffertracht.

„Was meinen Sie, Geerd, wenn ich morgen das gnädige Fräulein aus dem Boote trage?“ fragte Paul Kannenschmidt.

„Immerzu, Herr Doktor!“ lachte Geerd.

Kun nahm der Assistentarzt eine rechte geschäftsmäßige Miene an. „Also, Geerd, ich übernehme für die nächste Woche Ihre Trägertätigkeit.“

Der junge Mann sah seinen Onkel an; dieser blickte sinnend zurück.

Dr. Kannenschmidt fuhr fort: „Ich will sogar meine Arbeit bezahlen. Sie bekommen zwanzig Mark.“

„Abgemacht!“ lachte wiederum der blonde, braungebrannte Bursche.

„Und es?“ meldete sich der Alte.

„Eine Flasche Aquavit.“

„Man to! Awwers die supen wir glif.“ Das geschah.

Assistent Kannenschmidt verbrachte eine unruhige Nacht. Noch weniger Ruhe fand er am Tage. Die Sonne lag auf dem Meere, die Wellen zuckten wie Flammen auf, und die Möwen kreischten. Sein Herz klopfte.

Seit einigen Stunden stak er in den Wasserstiefeln und der Trajjade. Er mußte gestehen, daß er, trotz des großartigen erhabenen Zweckes, sich nicht sehr wohl darin fühlte.

Da — mit einem Male — hieß das Boot des alten

Moog einundzwanzig Schritt vom Ufer entfernt.

Himmel, jetzt hatte Paul Kannenschmidt das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Jetzt durfte er die göttliche, geheimnisvolle, unnahbare Frau in den Armen halten.

Der alte Moog war bereits aus dem Boot gesprungen. Der junge Arzt stürzte durch Wasser. Die Stiefel waren noch einmal so schwer geworden, und als sie ihren Arm auf seine Schultern legte, knickte er beinahe zusammen.

Sie war nicht schwer, und doch schlotterten seine Anie. „Ach, ein anderer“, sagte sie. „Ist Geerd auf Fahrt?“

Kannenschmidt vermochte nicht zu antworten.

„Am Himmelswillen, Sie werden mich doch nicht fallen lassen!“ stieß sie mit einem Male hervor, als er einige Schritte getan hatte.

„O nein, gnädiges Fräulein!“ leuchte der Assistent.

„Ich bin eine Frau . . .“

Da lagen sie!

Sie stieß einen Schrei aus und erhob sich schneller als ihr Träger, ohne aber zu schimpfen. Sie schüttelte sich und ging dem Ufer zu. Ehe der alte Moog hinzu springen konnte, kam Geerd, der den heimlichen Beobachter gespielt hatte, barfuß durch das Wasser gesauft.

Wie Paul Kannenschmidt nach Hause gekommen war, das wußte er nicht. Er konnte sich nur einer Menge Menschen erinnern. Geerd war die Sache gleichgültig; seine 20 Mark hatte er in der Tasche. Aber der alte Moog schimpfte: „Jeden Tag hebb ed twei Mark verdeent. Dat is nu vörbi wegen dem twaatsich Kirl!“

Am anderen Tag machte sich Assistent Kannenschmidt auf zum Gut Norrwind. Erfreulicherweise brauchte er sich nicht melden zu lassen; denn sie stand vor dem Hause und schaute über die Dünen zum Meer hinab. Er stellte sich vor.

„O das ist rührend. Aber wir haben einen Hausarzt. Und überdies hat die Tollpatschigkeit dieses Burschen durchaus keine schlimme Folgen gehabt“, sagte sie, ihm die Hand reichend.

Daran hatte er gar nicht gedacht. Als er sich als dieser Tollpatsch entlarvte, nahm sie ihn mit hinein und hörte gerührt die Geschichte an. „Für mich kommen Sie leider nicht in Frage“, meinte sie taktvoll, eine Träne im blaublickenden Auge. „Aber meine Tochter . . .“

Bei einer Tasse starken Kaffee kam Assistent Paul Kannenschmidt wieder zu sich. Weihnachten darauf heiratete er die Tochter der Frau Margot Norrwind.

Die Batafs spielen Theater.

Aus meinem malaischen Tagebuch.

Von Professor Ernst Vollbehr.

Ein Dreitagefest des noch sehr primitiven Batafvolkes machte ich mit und gewann einen tiefen Einblick in ihr Seelenleben. Hunderte von festlich gekleideten Batafs mit kunstvollen Tuchaufbauten auf den Köpfen, waren im Gänsemarsch zum Fest erschienen und hockten nun in malaischen Gruppen auf dem heißen Plaz. Ich traf leider zu früh ein, und da man einen Europäer nicht warten läßt, gab der Häuptling den Musikanten und einem Tanzpaar Befehl, zu beginnen. Es mangelte noch an der richtigen Stimmung. Der Tanz zeigte gekentete Bewegungen, während ich abends dasselbe Paar bei Fackellicht, getragen von der Begeisterung der Menge, ekstatisch tanzen sah.

Ich hatte noch Gelegenheit, dem Wettlaufen, Klettern und Springen der Schuljugend zuzuschauen. Die Bewegungen dieser sonst so unwüchsigen Kinder waren unter den Augen ihrer Lehrer gehemmt und linksch. Die europäische Kleidung war ihnen hinderlich. Derselbe Knabe, der jetzt tollpatschig kletterte, hätte in paradiesischer Nacktheit eine Palme mit Leichtigkeit bestiegen, um eine Kokosnuß herunterzuholen. Abends gab es eine „opera bataf“ zu schauen. Aus Bambusstangen, Palmblättergeflechten und handgewebten Tüchern war ein Zuschauerraum entstanden. Fast jede Frau hatte ein kleines Kind bei sich und sobald es schrie, wurde die beengende Bluse geöffnet und das Kind gestillt. Pasfierte „etwas anderes“, so wurde das Kind schnell gereinigt, aber so gewohnheitsmäßig, daß die Mutter nicht einen einzigen Blick hinzuwerfen brauchte. Ihre blühenden Augen blieben stets auf die Bühne gerichtet und ihre zahnlosen, sibirischen Mäuler standen weit offen.

Es gab auch einen „ersten Plaz“ mit Holzstühlen, auf denen die „Obersten“ in Buddhastellung hockten, denn es gilt bei den Batafs als ungesund, mit herabhängenden Beinen zu sitzen. Stuhlreihen waren für den Häuptling und uns Europäer zur Stelle. Die Stimmung des Publikums blieb

ruhig und aus-
gepaßt, auch als die japanische Bühnenlampe versagte und das Spiel ausgeht werden mußte. Nach vielen vergeblichen Versuchen von Eingeborenen brachte ein Chinese sie wieder in Ordnung. Ein rotes Tuch mit blauer Borde bildete auf der Bühne den ruhigen, aber stark farbigen Hintergrund, von dem sich die Schauspieler in ihren dunkelblauen Batalkleidern herrlich abhoben. Sie tanzten alle, fast auf der Stelle bleibend mit geschlossenen Augen und mit sehr ruhigen ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers. Die Musik war monoton; eine feinsingende Batafspeige hatte aber die melodische Führung. Die Hände der tanzenden Bataf Frauen, durch vieles Indigofärben völlig blau

geworden, phosphorisierten geisterhaft im fahlen Lampenlicht, das breite Schatten auf dem Hintergrund warf. —

Der Inhalt des Stüdes war für mich schwer zu verstehen, da ich die Sprache nicht verstand. Ich konnte zuerst nicht feststellen, welchen Geschlechts die körperlich noch unentwickeltesten Schauspieler waren. Hier kurz den Inhalt des Stüdes: ein Mann gerät, wie es bei den Bataks oft vorkommt, unter die passionierten Schachspieler*). Er verliert Haus und Hof, selbst sein Gewand wird ihm vom Körper gerissen. Er spielt dennoch weiter und verliert sein Weib. Ergreifend war die Schlichtheit, mit der die trauernde Frau von ihrem geliebten Manne hinweg zu dem Gewinner ging. All diese großen heftigen Erregungen wurden durch ruhige ausdrucksvolle Tanzbewegungen dargestellt. Im Gesänge hörte man das Aufschluchzen der Trauernden.

Welch erzieherische Kraft liegt in diesem einfachen Volksspiel, und wie bewegte es die gespannten Zuschauer! Dieses schlichte Spiel war auch für mich ein starkes Erleben. — Ich war später auch noch in der großen Wellblechbaracke der „opera malajio“. Dort war alles, auch das ärmlich wirkende Wellblech überstrahlt elektrisch beleuchtet. Auf der Bühne sah man jeden Pinselstrich der scheinlichen Theatermalerei und abstoßend wirkten die farbgeschminkten Schauspieler in europäischer Kleidung. Das unsinnige Arngesicht und das Liebesgetriebe, das sie durch die Vermittlung des Kinos von den Europäern lernten, wirkte lächerlich. Beim Singen überschrien sie sich. Der Inhalt der Vorstellung war einer europäischen Oper entnommen und wurde zu einer ordinären Karrikatur herabgewürdigt. — Meine Blicke galten daher mehr den zuschauenden Bataks, die durch dieses Spiel „europäisch aufgeklärt“ werden sollten. Am Schluß des dreitägigen Festes wurde ein Rennen auf ungesattelten Pferden veranstaltet und Fabelhaftes geleistet. Der Gouverneur war mit vielen Europäern aus Medan als Preisrichter erschienen.

*) Im Bataklande ist die Wiege der Schachspieler. Hier findet man die leidenschaftlichsten und besten Schachkünstler.

Der Tod weckt mich auf!

Von Karl von Heidenheim.

Immer, wenn mir bisher etwas vom Wachträumen und Hellsehen, von zweiten Gesichten und Telepathie erzählt wurde, konnte ich nicht anders als spöttisch den Mund verzieren und denken: hält man mich tatsächlich für so dumm, daß man mir zutraut, ich würde an solchen Spul glauben? In diesen Tagen hatte ich nun ein Erlebnis, das mich davon überzeugete, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die den Stempel des Geheimnisvollen tragen und denen wir mit dem bloßen Rüstzeug eines wissenschaftlichen geschulten Verstandes allein nicht beizukommen vermögen.

Am 16. April hatte ich folgenden Traum: Ich sah einen mir völlig unbekanntem Platz, auf dem ein Blutgerüst aufgerichtet war. Ein Mann, dessen Arme an den Leib gefesselt waren, ging langsam über den menschenleeren Platz, stieg die Stufen zum Schaffott empor und legte sich auf das für die Stufen zum Verurteilten bestimmte Brett. Dann löste sich ganz von selbst — es war ja wie gesagt kein Mensch anwesend — das Fallbeil und trennte dem Mann, der sich aufs Schaffott begeben hatte, das Haupt vom Rumpf. Lehtes grauenhaftes Bild, das sich mir unauslöschlich einprägte: Zwischen Rumpf und abgeschlagenem Kopf das trennende, in einem Holzblock stehende Eisen des Fallbeils.

Der Schrecken, den ich empfand, hatte sich bis zu diesem letzten Bild derart gesteigert, daß ich davon erwachte. Im Zimmer herrschte Morgendämmerung. Ich hatte das Gefühl, als ob etwas Entsetzliches passiert sei. Der Wecker auf dem Nachttisch zeigte an, daß es fünf Minuten vor Halbsechs war. Ich kleidete mich an. Am Halbsechs wollte ich ohnehin aufstehen, weil ich die Absicht hatte, mit dem Zug kurz vor sieben Uhr nach Berlin zu fahren. Ich wohnte im Vorortsbezirk dieser Stadt.

Beim Frühstück erzählte ich meinen Angehörigen den Traum bis in alle Einzelheiten. Diese meinten, daß ich wohl schon im Bett gelegen und deshalb geträumt hätte.

Im Zug nach Berlin vergaß ich meinen Traum über der Bettüre der Morgenzeitung, bis etliche Stationen von meinem Wohnort entfernt — es war in Dabendorf — ein Mann einstieg, der was auf dem Herzen zu haben schien. Er rutschte aufgeregt auf der Bank hin und her. Sein Bedürfnis, sich mitzuteilen, war süßbar. Auf meine fragenden und ermunternden Blicke hin sagte er folgendes: „Sie müssen auf der linken Seite zum Fenster hinaussehen. Wenige hundert Meter von hier hat sich ein Mensch auf die Schienen ge-

legt und ist vom Frühzug aus der entgegengesetzten Richtung überfahren worden. Der Kopf wurde ihm glatt vom Rumpf getrennt. Die schreckliche Entdeckung ist erst vor einer Viertelstunde gemacht worden. Eben ist der Landjäger eingetroffen, um den Tatort zu bewachen, bis die polizeiliche Untersuchungskommission zur Stelle ist.“

Als ich an dem Unglücksort vorbeifuhr, mußte ich folgen des sehen: Zwischen Rumpf und völlig abgetrenntem Kopf des Selbstmörders zog sich als Trennungslinie die Eisenbahnstange hin, genau so, wie ich im Traum zwischen Rumpf und Kopf das Eisen des Fallbeils gesehen hatte.

Ich war erschüttert. Und diese Erschütterung steigerte sich noch mehr ins Grauenhafte, als ich feststellen mußte, daß der Frühzug, den der Mann dazu benutzte, um sich das Leben zu nehmen, wenige Minuten vor halbsechs Uhr — also genau zur Zeit meines Traumes — die Unglücksstelle passiert hatte.

Zum Schluß meiner Ausführungen, die übrigens vollständig der Wahrheit entsprechen und die absichtlich jedes dichterischen Beiwerks entbehren, bleibt mir nur noch übrig, den Versuch zu machen, diesen merkwürdigen Fall eines Wahrtraums zu erklären.

Der Mensch ist nachweislich während der Zeit des Übergangs vom Zustand des Wachens in den des Schlafens und vom Zustand des Schlafens in den des Wachens ein ganz besonders guter Empfänger von feinsten Ausstrahlungen so wie von gedachten (gedenkten) Gedanken. In diesem Zustand fing mein Unterbewußtsein jene Energie- und Hilfeschwelven auf, die das Leben des Selbstmörders ausgesandt hatte, als es sich in seinem Bestande durch den Tod bedroht sah in dem Augenblick, in dem der Eisenbahnzug heranbraute. Die Erregung meines Unterbewußtseins durch diesen SOS-Ruf des Lebens vor seiner unmittelbar darauffolgenden Zerstörung mochte so groß gewesen sein, daß sie sich mir in irgend einer Weise bewußt machen mußte. Wenn ich gerade wach gewesen wäre, hätten die Schwingungen meines Unterbewußtseins sich wahrscheinlich nicht dem bewußten Teil meines Bewusstseins mitteilen können, weil sie vom kontrollierenden Verstand, der einen ersichtlichen Grund für eine Erregung nicht hätte finden können, ausgeschaltet worden wären. Da aber der kontrollierende Verstand während des Schlafes wenigstens zu einem Teil ruhte, konnte sich die Erschütterung meines Unterbewußtseins hinein in mein Traumbewußtsein projizieren. Diese Spiegelung wurde dann schließlich so stark, daß ich daran aufwachte.

Lückenlos allerdings ist auch diese Erklärung keineswegs. Vielleicht äußert sich auch einmal der geneigte Leser, soweit er zu diesem fesselnden Thema etwas beizutragen hat.

Zwecks gemeinsamer Motorradfahrten . . .

Von Käthe Becker.

Ich habe einen Kollegen, der Kollege hat ein Motorrad, das Motorrad hat einen Rüch, der Rüch indessen hat noch keine „Besitzerin“. So frug mich mein Kollege, ob ich nicht gewillt sei, gemeinsam mit ihm Ausflüge per Motorrad zu unternehmen. Einerseits habe ich nun eine kolossale Abneigung gegen Rüchste im allgemeinen und gegen bellende Hunde und halsredende Gänse im besonderen. Andererseits bin ich noch nicht modern genug für solche Ausflüge. Meine englische Lehrerin hat mir als Badespiel u. a. noch die Anstandsregel gegeben: „Do'nt put your arms around the waist of a gentleman“, und da mich meine Lehrerin damals als „gentle girl“ erkannt hat, geht es auch heute noch nicht an, daß ich meine Arme um die Taille eines Motorrades schlinge. Ich lehnte also die freundliche Einladung dankend ab.

Mein Kollege inserierte darauf im „Lokal-Anzeiger“ unserer Stadt: „Junger Motorradfahrer mit guter Figur usw. — worauf er „111“ Offerten erhielt. Die brachte er mir alle, ich möchte ihm mit meiner anerkannten Menschenkenntnis die „gute“ herausuchen die mir am besten gefiele. Das habe ich getan. Ich habe die besten nach dem Alter, nach Charaktereigenschaften usw. Das mir am besten gefiel, legte ich ihm obendrauf. Es lautete:

„Sehr geehrter Herr! Da Sie die Liebenswürdigkeit haben, ihr Motorrad für gemeinsame Ausflüge in die frische Luft anzubieten, erlaube ich mir die ganz ergebenste Bitte an Sie zu richten, meine liebe Tante mitfahren zu lassen, indem daß sie, wie der Herr Doktor sagt, viel in die frische Luft gehen muß und nicht mehr so gut zu Fuß ist.“